

Visuelle Narrative zum Lebensende

Eine Analyse der Bildwelten von Palliative-Care-Institutionen

Tina Braun

Palliative-Care-Einrichtungen sind Orte, an denen sich Menschen auf ihr nahestehendes Lebensende vorbereiten, wichtige Entscheidungen zu ihrer verbleibenden Zeit treffen und im Dialog mit An- und Zugehörigen, Pflegenden und Ärzt*innen bestimmen, wie sie die letzte Phase ihres Lebens gestalten möchten. Von »Palliative Care« spricht man, wenn Patient*innen die Diagnose erhalten, unheilbar krank zu sein, und sich damit ihre Lebensperspektive völlig verändert. Laut der Institution palliative.ch verfolgen sowohl die kurative Medizin als auch die Palliativmedizin »ein gemeinsames Ziel in dieser Lebensphase: die Linderung von Schmerzen und anderen belastenden Beschwerden sowie die psychologische und spirituelle Begleitung der Patienten. Idealerweise geschieht dies unter Einbezug der Angehörigen.«¹ Der Begriff »Palliative Care« leitet sich vom lateinischen »pallium« ab, was einem mantelähnlichen Umhang entspricht. Das englische Wort »care« bedeutet »Pflege«, umfasst aber mehr als das: »Ich kümmere mich um dich« bedeutet auch »Ich sorge mich um dich« und »Du bist mir wichtig«.²

In meiner Forschung untersuche ich visuelle Kommunikation³ im Bereich der Palliativversorgung in einem anwendungsorientierten Kontext. Dabei konzentriere ich mich auf professionell und nicht-professionell gestaltete institutionelle

1 palliative.ch: »Was ist Palliative Care?« (2023), auf: <https://www.palliative.ch/de/was-ist-palliative-care> (letzter Zugriff: 07.02.2023).

2 Ebd.

3 Annina Schneller definiert die Begriffe »Visuelle Kommunikation«, »Grafikdesign« oder »Kommunikationsdesign« nicht als ein Medium im klassischen Sinn, sondern bezeichnet diese als unterschiedliche Tätigkeiten der grafischen Formgebung. Für Schneller ist »Visuelle Kommunikation« als Produkt stets auch Medium im Sinne eines vermittelnden materiellen Gegenstands zwischen den Gestalter*innen bzw. den Auftraggeber*innen und den Betrachter*innen oder Nutzer*innen, meist auch ganz konkret als Kommunikationsmittel. Visuelle Kommunikation arbeitet dabei mit unterschiedlichen Medien und kann als Produkt das eine oder andere Medium sein: z.B. ein Werbeplakat, Magazin, eine Informationsbroschüre, Visitenkarten, Wegweiser, Anzeigetafel, Webdesign etc. Vgl. Schneller, Annina: »Grafikdesign: Visuelle Überzeugungsarbeit zwischen digitaler Perfektion

Kommunikationsanwendungen, die der internen und externen Kommunikation dienen: Broschüren, Webseiten sowie Dokumente, die für Aufnahmegeräte oder ähnliche Informationsprozesse verwendet werden. Im Mittelpunkt meiner Untersuchung steht dabei die Frage, welche institutionellen Selbstrepräsentationen sich in den Kommunikationsmitteln von Palliative-Care-Institutionen materialisieren und auf welchen (Vor)Annahmen sie beruhen.

Bislang kaum erforscht in diesem Themenbereich sind Bilder von Palliative-Care-Einrichtungen, die im Kontext von visueller Kommunikation (wie z. B. Webseiten oder Broschüren) von Spitätern und Palliative-Care-Institutionen auftreten und die für das Angebot dieser Einrichtungen werben. Mit diesem Essay möchte ich aufzeigen, mit welchen visuellen *Narrativen*⁴ Palliative-Care-Einrichtungen das Thema Sterben und Lebensende in diesen Bildwelten vermitteln. Eine theoretische Einbettung dieser Narrative soll des Weiteren erläutern, mit welchen übergeordneten Themen des Lebensendes die Verwendung dieser Bildwelten verknüpft sind.

Als Einführung in das Forschungsfeld erkläre ich folgend die Hintergründe der Verwendung der Bilder sowie mein Bildverständnis. Anschließend erläutere ich mein methodisches Vorgehen – der Analyse der Bildwelten mit der *Visual Grounded Theory*⁵ – meiner Forschung. Danach werde ich wichtige Erkenntnisse aus meiner Datenanalyse zusammenfassen und theoretisch einbetten. Im Anschluss dazu werden diesen Analysen Interviews gegenübergestellt, die den Ein-

und dem Charme des Handgemachten», in: Arne Scheuermann/Francesca Vidal (Hg.): *Handbuch Medienrhetorik*, Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2017, S. 331–357.

4 Heike Gudat definiert den Begriff *Narrativ* in ihrem Essay »Erzählen am Lebensende im Kontext von Palliative Care« als ein kommunikatives Ereignis, in dem jemand aus der persönlichen Sicht und Erinnerung eine Geschichte erzählt. Diese werden mit persönlichen oder kulturellen Informationen der Erzähler*innen geschmückt, vgl. Heike Gudat: »Erzählen am Lebensende im Kontext von Palliative Care«, in: Simon Peng-Keller/Andreas Mauz (Hg.): *Sterbenarrative. Hermeneutische Erkundungen des Erzählens am und vom Lebensende*, Berlin: Walter de Gruyter 2018, S. 283–308. In der Literaturwissenschaft wurde der Begriff *Narrativ* entwickelt, um wiederkehrende sinnstiftende Erzählmuster zu erkennen und ihre gesellschaftliche Funktion zu entschlüsseln. Artikulieren sich etablierte Praktiken in sprachlicher Form, so lassen sie sich mit dem Konzept des *Narrativs* fassen. Im Zuge des linguistic turn wurde das Konzept in den 1970/80er Jahren auch auf nicht-fiktionale Texte übertragen (Lyotard 1982; White 1986). In der Folgezeit setzte sich der Begriff in politischen, historischen und anderen Diskursen durch. Narrative transportieren erzählerische Voreinstellungen. Narratologie und rhetorische Analysen erlauben es, sprachliche Äußerungen von Sterbenden, Gesundheitsfachpersonen und Angehörigen auf wiederkehrende Muster hin zu untersuchen.

5 Vgl. Elke Grittman: »Grounded Theory und qualitative Bildanalyse«, in: Christian Pentzold/Andreas Bischof/Nele Heise (Hg.): *Praxis Grounded Theory*, Wiesbaden: Springer Verlag 2018, S. 191–210; Douglas Harper: *Visual Sociology*, New York/London: Routledge 2012; Sarah Pink: *Doing Visual Ethnography*. London u.a.: SAGE 2013; Francis Müller: *Designethnografie: Methodologie und Praxisbeispiele*, Wiesbaden: Springer Verlag 2018.

satz der in den Kommunikationsmaterialien verwendeten Bildwelten reflektieren. Im Fazit dieses Essays gebe ich einen Ausblick auf mein weiteres methodisches Vorgehen. Dieses soll aufzeigen, wie die Erkenntnisse meiner Analysen in dem nächsten Forschungsschritt – der Entwicklung von neuen Bildwelten zum Thema Palliative Care mit der Methode *Research through Design* – angewendet werden.

Bilder im Kontext von visueller Kommunikation

Martin Scholz betrachtet Bilder⁶ im Kontext von visueller Kommunikation als Teil einer größeren Gestaltungsaufgabe.⁷ In diesem Bezugsrahmen dienen Bilder als Mittel zur Vermittlung von Inhalten und nicht als Instrument zur Erkenntnisgewinnung. Das Ziel des Einsatzes dieser Bilder ist für ihn vor allem eine fehlerfreie Kommunikation zwischen Auftraggeber*innen und Betrachter*innen. Gestaltete Bilder sind dabei »einzigartige [...] visuelle Äußerungen des Gestalters, der einen vom Auftraggeber definierten Inhalt dem Betrachter visuell vermitteln soll. Insofern sind diese Bilder notwendigerweise immer konkret (für einen Anlass), immer bestimmt (durch einen inhaltlich vorgegebenen Zweck) und immer überprüfbar (im Rahmen der visuellen Kommunikation).«⁸ Ein glücktes Bild überträgt für Scholz einen intellektuellen oder emotionalen Inhalt in eine zweidimensionale Form und ermöglicht eine betrachtungssubjektive und dem Thema zuträgliche Empfindung.⁹ Die Bewertung eines Bildes erfolgt anhand der Fähigkeit, einen Inhalt in eine visuelle Form zu übertragen und dabei eine subjektive Empfindung bei der Betrachter*in zu erzeugen.¹⁰ Mit dieser Definition von Martin Scholz

6 Im Rahmen dieser Untersuchung beziehe ich mich auf Martin Scholz und sehe das Bild ebenfalls im Sinne der Definition von Klaus Sachs-Hombach als »zeichenartige, materielle, artifizielle, relativ dauerhafte und visuelle Veranschaulichung eines (realen oder virtuellen) Sachverhaltes«. Vgl. Martin Scholz: »Kommunikationsdesign«, in: Klaus Sachs-Hombach (Hg.): *Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2005, S. 337. Zu dieser Definition möchte ich das Bildverständnis von William John Thomas Mitchell ergänzen, der in der englischen Übersetzung des Begriffes ›Bild‹ zwischen ›pictures‹ und ›images‹ unterscheidet. Unter ›pictures‹ versteht er dabei materielle Objekte, die man auch zerbrechen oder verbrennen könnte. Unter ›images‹ versteht er »etwas, das in einem *picture* erscheint und dessen Zerstörung überlebt« – im Gedächtnis, im Narrativ, in Kopien und als Spur in andere Medien. Nach dieser Definition von Mitchell sehe ich Bilder in Bezug auf meine Analysen als ›images‹. Vgl. William John Thomas Mitchell: »Vier Grundbegriffe der Bildwissenschaft«, in: Klaus Sachs-Hombach (Hg.): *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2009, S. 322.

7 Vgl. Martin Scholz: »Kommunikationsdesign«, in: Klaus Sachs-Hombach (Hg.): *Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2005, S. 337.

8 Ebd., S. 340.

9 Ebd.

10 Ebd.

betrachte ich Bilder, die im Kontext der Palliative-Care-Broschüren verwendet werden, als von den Auftraggeber*innen dieser Kommunikationsmaterialien bewusst gewählte Informationsträger, mit denen sie das Angebot ihrer Einrichtung vermitteln möchten.

Bildverständnis

Als Grundlage für die Analyse der Palliative-Care-Bildwelten betrachte ich diese Bilder darüber hinaus als Artefakte, die »ein Vehikel zum Verständnis der sozialen Welt« bieten.¹¹ Manfred Lueger und Ulrike Froschauer definieren diese Artefakte als Objekte, die durch menschliche Eingriffe erzeugt, gehandhabt, modifiziert oder verwandelt wurden und in der materiellen Welt als zwei- oder dreidimensionale Gegenstände verankert sind. Der Fokus meiner Untersuchungen liegt dabei auf fotografischen Darstellungen, die als Bildwelt für Palliative-Care-Institutionen verwendet werden.¹² Fotografien bieten eine hervorragende Möglichkeit, Einblicke in Kultur und Geschichte einer Gesellschaft zu erhalten. Fotografische und andere Formen der visuellen Repräsentation bieten, bildtheoretisch gesprochen, eine »doppelte Sichtweise«¹³. Gemäß Lambert Wiesing bilden Malereien oder Fotografien nicht bloß Gegenstände oder Personen ab, sondern sie exemplifizieren durch Gestaltung und Komposition eine kulturell geformte Sichtweise.¹⁴ In diesem Artikel nutze ich diese Chance, die institutionelle Sicht- und Wahrnehmungsweisen von Palliative Care anhand von Bildmaterial von Palliative-Care-Kommunikationsmaterialien zu untersuchen.

Materialsammlung

Meine Analyse stützt sich auf einen Korpus von über 150 Bildern, die ich aus einem Datenkorpus von über 200 Kommunikationsmaterialien¹⁵ von Palliative-Care-Einrichtungen (Spitäler, Vereine, Hospize mit Palliative-Care-Einrichtungen) aus

¹¹ Manfred Lueger/Froschauer, Ulrike: *Artefaktanalysen. Grundlagen und Verfahren*, Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 47.

¹² Ebd., S. 11.

¹³ Lambert Wiesing: »Zur Rhetorik des Bildes«, in: Joachim Knape (Hg.), *Bildrhetorik*, Baden-Baden: Verlag Valentin Körner 2007, S. 40.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Die Kategorien können wie folgt beschrieben werden:

1. Informationen für Patient*innen
2. Informationen für Angehörige

dem deutschsprachigen Raum zusammengestellt habe (Stand Mai 2023). Um den Fokus auf dem Bildmaterial zu halten, sammelte ich in einem ersten Schritt alle Bilder aus den vorhandenen Kommunikationsmaterialien und stellte diese aus dem Kontext ihrer Anwendung frei. Dadurch lag der Fokus auf den Bildern; andere Elemente wie Texte, Farben oder weitere Gestaltungselemente wurden eliminiert. Als letzten Schritt in diesem Vorgehen sortierte ich das Bildmaterial in unterschiedlichen Auslegeordnungen, um die Themen, die auf den Bildern dargestellt werden, zu kategorisieren und zu verbalisieren.

Methodisches Vorgehen

Die Analyse des Bildmaterials erfolgte in Anlehnung an methodische Verfahren der *Visual Grounded Theory*¹⁶. Nach Elke Grittmannt bietet die von Glaser und Strauss (1967) entwickelte Grounded Theory »als eine der grundlegenden qualitativen Methoden spezifische methodologische Prinzipien, Erhebungs- und Auswertungsverfahren, um auf der Grundlage unterschiedlicher Daten und komplexer Phänomene gegenstandsbezogene Theorien entwickeln zu können«¹⁷. Mit der offenen Kodiermethode können soziale Kontexte, Interaktionen, Handlungen, Narrative und kulturelle Vorstellungen, die durch Medien wie Körper, Sprache und aber auch Artefakte wie Bilder vermittelt werden, untersucht werden.¹⁸ Das Ziel der Analyse mit der Methode Visual Grounded Theory war es, die unterschiedlichen Themen, die in den verwendeten Bildern der Kommunikationsmaterialien sichtbar wurden, zu klassifizieren und daraus übergeordnete Kategorien zu bilden. Aus diesen Kategorien wurden dann visuelle Narrative – die sich in dem Bildmaterial darstellten – hergeleitet. Die Methode *Visual Grounded Theory* ist für dieses Verfahren besonders geeignet, da sie ein Vorgehen ist, das eine intensive Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial erfordert und ein sehr interpretatives und hermeneutisches Verfahren ist.¹⁹ Dabei geht es gemäß Francis Müller um den Versuch, »die Daten aufzusprengen, sie zu zerstören und darin eine neue Kosmologie zu suchen, die auf den ersten Blick nicht sichtbar ist. Das ist

3. Informationen über Beratungsdienste
4. Anmeldeformulare, Visualisierungen der Abläufe
5. Spezifisches Schulungsmaterial im Bereich der Palliativmedizin.

¹⁶ Elke Grittmannt: »Grounded Theory und qualitative Bildanalyse«, in: Christian Pentzold/Andreas Bischof/Nele Heise (Hg.): *Praxis Grounded Theory*, Wiesbaden: Springer Verlag 2018, S. 191–210.

¹⁷ Ebd., S. 196.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Vgl. Francis Müller: *Designethnografie: Methodologie und Praxisbeispiele*, Wiesbaden: Springer Verlag 2018, S. 143.

ein exploratives, abduktives Verfahren.«²⁰ Ziel dieser Methode ist es gemäß Müller auch, die sichtbaren Phänomene auf den Daten nicht vorschnell nach gängigem Alltagswissen zu bestimmen, sondern neue Sinnzusammenhänge zu suchen und zu entdecken.²¹

Ergebnisse der Auslegeordnungen mit der Visual Grounded Theory

Die gesammelten Bilder zeigen unterschiedliche Herangehensweisen, wie das Thema Sterben und Lebensende dargestellt werden kann. Die verwendeten Bilder variieren von Naturbildern, Blumenbildern bis hin zu allgemeinen Einblicken in Palliativstationen, in denen Alltagssituationen dargestellt werden, wie z. B. Gespräche zwischen Ärzt*innen, dem Pflegepersonal und Patient*innen. Die dargestellten Beziehungen zwischen Patient*innen, Angehörigen und dem Pflegepersonal werden dabei oftmals auf eine sehr inszenierte Art und Weise visualisiert, wobei beim Thema Empathie wiederholt das Bild vom Händehalten dargestellt wird (vgl. Abbildung 1).



Abbildung 1a: Beispiel für die Darstellung von Beziehungen zwischen Patient*innen und Pflegenden, Quelle: Broschüre des Emmaus Hospiz- und Palliativnetzwerks



Abbildung 1b: Beispiel für die Darstellung von Beziehungen zwischen Patient*innen und Pflegenden, Quelle: Infobroschüre des Stadtspitals Waid und Triemli, Zentrum für Palliative Care, »Porträt und Leistungen im Überblick«

20 Ebd.

21 Ebd., S. 144.

Beim Thema Verlust, Trauer und Abschied finden Naturdarstellungen ihre Verwendung. Auffallend bei der Zusammenstellung der Bildthemen war die Heterogenität der Bilder, die das Thema Sterben und Lebensende entweder auf eine abstrakte Art und Weise visualisieren (Naturbilder), der Fokus der Bilder nah an den Menschen rückt oder versucht wird, diese Themen auf eine Metaebene zu bringen (Treppen, Stege ins Wasser, jemand beleuchtet das Universum, vgl. Abbildung 2).



Abbildung 2a: Beispiel für Beleuchten des Universums, Quelle: Broschüre des Zürcher Lighthouse, Kompetenzzentrum Palliative Pflege und Medizin



Abbildung 2b: Beispiel Stege am Strand, Quelle: Broschüre des Zürcher Lighthouse, Kompetenzzentrum Palliative Pflege und Medizin

Die visuellen Themen, die nach mehreren Sichtungen des Bildmaterials zusammengefasst werden konnten, umfassten Abbildungen wie:

- Pflanzen, Bäume, Seen und Flüsse
- Pusteblumen
- Blüten und Schmetterlinge
- Stege, die in einen See oder ins Meer führen
- Leuchttürme
- gestapelte Steine
- Darstellungen von Mitarbeiter*innen im Feld, Pflegende, Ärzt*innen sowie Sterbende und deren Angehörige

- Abbildungen vom Händehalten
- Sonnenuntergänge
- Himmeldarstellungen, mit oder ohne Wolken
- Treppen, die aufwärts gehen
- Wegweiser
- Koffer

Nach der Zusammenstellung und der Formulierung der einzelnen Themen, die in dem Bildmaterial sichtbar wurden, konnte ich nach unterschiedlichen Auslegerordnungen drei übergeordnete Kategorien von Narrativen zusammenfassen:

Kategorie 1: Naturbezogene Narrative

Kategorie 2: Reisebezogene Narrative

Kategorie 3: Menschenbezogene Narrative

Die Narrative in diesen Kategorien – anhand von der Bildererzählung selbst – können folgendermaßen zusammengefasst und interpretiert werden:

Kategorie 1: Naturbezogene Narrative (vgl. Abbildungen 3 und 4):

- »Wir sind ein Teil der Kreisläufe der Natur.«
- »Unser Leben ist fragil.«
- »Ein Teil von Dir wird weiterleben.«

Kategorie 2: Reisebezogene Narrative (vgl. Abbildungen 5a–5d):

- »Der lange Weg ins Ungewisse«
- »Wir wissen nicht, was als Nächstes kommt.«
- »Die Sonne geht unter, das Leben geht zu Ende.«
- »Unsere letzte Reise«

Kategorie 3: Menschenbezogene Narrative (vgl. Abbildungen 6a und 6b):

- »Wir sind für Dich da.«
- »Ich bin für Dich da.«
- »Wir sind aufgestellt.«

Visuelle Narrative am Lebensende – theoretische Einbettung

In der folgenden theoretischen Einbettung gehe ich nun auf die im vorherigen Abschnitt zusammengefassten Kategorien ein. Anhand dieser werde ich aufzeigen, auf welche Art und Weise diese Bilder narrative Aspekte sowie institutionell als auch kulturell geformte Sichtweisen des Lebensendes visualisieren und wie man die Verwendung und die konzeptionelle Herleitung dieser Bildwelten erklären kann.

Kategorie 1: Die Darstellung von naturbezogenen Narrativen (s. Abbildungen 3a-3c)

»When I think of family, I think of nature.«
Vortragender einer Palliative-Care-Konferenz in
Melbourne, 2022



Abbildung 3a: Beispiel für naturbezogene Narrative, Quelle: Informationsbroschüre für Angehörige des Agaplesion-Elisabethenstifts, »Palliative Betreuung am Lebensende«

Abbildung 3b: Beispiel für naturbezogene Narrative, Quelle: Broschüre von Diaconis Bern, »Wenn ein geliebter Mensch stirbt«, Information für Angehörige

Abbildung 3c: Beispiel für naturbezogene Narrative, Quelle: Informationsbroschüre für Angehörige des Agaplesion-Elisabethenstifts, »Palliative Betreuung am Lebensende«

Die Verwendung von Naturbildern und der sich daraus herleitenden Narrative wie »Wir sind Kreisläufe der Natur«, »Unser Leben ist fragil« und »ein Teil von Dir wird weiterleben« lässt sich in ihrer grundlegenden Idee mit der Hypothese der

*Biophilie*²² erklären. Die Biophilie ist ein tief verwurzeltes Bedürfnis des Menschen, sich mit der Natur zu verbinden. Laut der Studie *Biophilic Design Patterns*²³ lässt sich mit dieser erklären,

»[...] warum knisternde Feuer und rauschende Wellen uns in ihren Bann ziehen und warum ein Blick in die Natur unsere Kreativität fördern kann, warum Schatten und Höhe Faszination und Angst auslösen und warum Gartenarbeit und ein Spaziergang durch einen Park eine erholsame Heilwirkung haben.«²⁴

Die biophile Orientierung gemäß Erich Fromm stellt in ihrem Wesen die Liebe zum Lebendigen (im Gegenzug zur nekrophilen Orientierung) dar.²⁵ Diese Liebe manifestiert »sich in den körperlichen Prozessen eines Menschen, in seinen Gefühlen, seinen Gedanken und seinen Gesten«²⁶. Diese Tendenz lässt sich laut Fromm auch bei anderen Substanzen und Lebewesen beobachten, die gleichzeitig sowohl bei Tieren und Menschen ihren Lebenstrieb erklären lässt:

»Wir beobachten diese Tendenz zu leben bei jeglicher belebten Substanz um uns; beim Gras, das sich durch Steine hindurch seinen Weg zum Licht und Leben sucht; beim Tier, das bis zum letzten kämpft, um dem Tod zu entrinnen; beim Menschen, der fast alles tut, um sich am Leben zu erhalten.«²⁷

Diese Ausrichtung, das Leben zu erhalten und sich gegen den Tod zu wehren, ist laut Erich Fromm die elementarste Form der biophilen Orientierung. Ein anderer Aspekt des Lebenstrieb ist die Tendenz zur Integration und Vereinigung – laut Fromm sich mit andersartigen Wesen zu vereinigen – die sich nicht nur auf Zellen bezieht, sondern auch auf das Fühlen und Denken. So fühlt sich laut Fromm jemand, die/der das Leben liebt, von allen Lebens- und Wachstumsprozessen angezogen. Diese Menschen möchten lieber staunen und Neues erleben, als im Bekannten und Bestehenden Sicherheit zu suchen: »Das Abenteuer zu leben ist ihm

22 Vgl. Erich Fromm: *Die Seele des Menschen: ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1979; Edward O. Wilson: *Biophilia. The diversity of Life. Naturalist*, New York: Penguin Random House Inc. 1984.

23 Catherine Ryan et al. (2014). »Biophilic design patterns: Emerging nature-based parameters for health and well-being in the built environment« in: *ArchNet iJAR International Journal of Architectural Research* 8 (2014) 2, S. 62–76.

24 Ebd., S. 62. Übersetzung der Autorin.

25 Erich Fromm: *Die Seele des Menschen: ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1979.

26 Ebd., S. 41.

27 Ebd., S. 42.



Abbildung 4a: Beispiel für beruhigende Naturbilder, Quelle: Ratgeber für An- und Zugehörige des Universitätsspitals Zürich und Stadtspital Waid und Triemli, »Und plötzlich ist alles anders. Wenn ein geliebter Mensch stirbt.«



Abbildung 4b: Beispiel für beruhigende Naturbilder, Quelle: Ratgeber für An- und Zugehörige des USZ Zürich und Stadtspital Waid und Triemli, »Und plötzlich ist alles anders. Wenn ein geliebter Mensch stirbt.«

mehr wert als Sicherheit.«²⁸ Die Verwendung von Naturbildern und der darin innewohnenden Idee der Biophilie – das Leben zu lieben und sich bis zum Schluss als Teil von diesem zu sehen – scheint bei näherer Betrachtung eher eine von den Institutionen gestiftete Bildwelt zu sein, als dass diese von den Erzählungen oder Erfahrungen von Sterbenden kommen. Betrachtet man hierzu Narrationen, die in der Sterbeliteratur vorkommen, so sind die zentralen Themenbereiche der Autor*innen vor allem Ungewissheit, Angst vor Sterben und Tod, Einsamkeit, spirituelle Fragen, Lebensrückschauen, der kranke Körper und die Beziehung zu

²⁸ Ebd., S. 43.

Gesundheitsinstitutionen.²⁹ Diese Erzählungen sind somit konträr zu den lebensbejahenden und hoffnungsstiftenden Bildwelten der Palliative-Care-Einrichtungen, die diese Naturbilder verwenden. Eine Pflegeexpertin, die ich zu der Konzeption einer Kommunikationsbroschüre befragte, kommentierte bei der Durchsicht von verschiedenen Kommunikationsmaterialien, für sie habe das Thema Palliative Care vor allem mit Warten zu tun, mit Abschied, aber auch damit, die Ambivalenz des Lebensendes aufzugreifen. »Sterben kann schöne Momente haben, Sterben kann aber auch nicht schön sein.« Die Abbildung von Naturbildern in der von ihr konzipierten Kommunikationsbroschüre erklärte sie damit, dass die Bilder auch eine gewisse Ruhe auf die Betrachter*innen vermitteln sollten.

Ihre Annahme, dass die Verwendung von Naturbildern eine beruhigende Wirkung auf die Betrachter*innen auslösen könnte, lässt sich mit der Studie *Stress Recovery During Exposure to Natural and Urban Environments. Journal of Environmental Psychology* von Roger Ulrichs und Robert Simons erklären. In dieser Studie sahen sich 120 Proband*innen zunächst einen stressigen Film an und wurden dann mittels Farb-/Tonvideoabändern verschiedenen natürlichen und städtischen Umgebungen ausgesetzt.³⁰ Die Ergebnisse der physiologischen und verbalen Messungen der Forschenden deuten übereinstimmend darauf hin, dass sich die Proband*innen schneller und vollständiger erholten, wenn sie einer natürlichen Umgebung ausgesetzt waren und nicht mit städtischen Einflüssen konfrontiert wurden.³¹ Die Ergebnisse der Forschenden stimmten mit ihren Vorhersagen der psycho-evolutionären Theorie überein, wonach erholsame Einflüsse der Natur zu einem positiv gestimmten emotionalen Zustand führen und positive Veränderungen des physiologischen Aktivitätsniveaus mit sich bringen.³² Die Intention, diese beruhigende Wirkung auf die Betrachter*innen der Kommunikationsanwendungen von Palliative-Care-Einrichtungen zu übertragen, lässt sich bei Herausgeber*innen dieser Anwendungen vermuten.

Kategorie 2: Reisebezogene Narrative – Visualisierung von Entscheidungsfindung und Ungewissheit am Lebensende (s. Abbildungen 5a–5d)

Die Darstellung von reisebezogenen visuellen Narrativen wie »Der lange Weg ins Ungewisse«, »Wir wissen nicht, was als Nächstes kommt«, »Die Sonne geht unter, das Leben geht zu Ende« und »Unsere letzte Reise« werden durch Bilder wie Weg-

29 Vgl. Corina Caduff: »Veröffentliche Sterbeerfahrung«, in: Corina Caduff et al. (Hg.): *Kontext Sterben. Institutionen – Strukturen – Beteiligte*, Zürich: Scheidegger&Spiess 2022, S. 32–48.

30 Roger Ulrich et al. (1991): »Stress Recovery During Exposure to Natural and Urban Environments«, in: *Journal of Environmental Psychology* 11 (1991), S. 201–230.

31 Ebd., S. 201.

32 Ebd.

weiser, gestapelte Steine, Stege ins Meer oder in einen See oder Fußspuren im Sand visualisiert. Sie beziehen sich auf die Ungewissheit, mit der Betroffene am Lebensende konfrontiert werden: nicht zu wissen, was als Nächstes kommt. Bil-



Abbildung 5a: Beispiel für reisebezogene Narrative, Quelle: Informationsbroschüre für Angehörige des Agaplesion-Elisabethenstifts, »Palliative Betreuung am Lebensende«



Abbildung 5b: Beispiel für reisebezogene Narrative, Quelle: Informationsbroschüre des Inselspitals, Universitätsspital Bern, »Der Weg zu Ihrer Patientenverfügung«

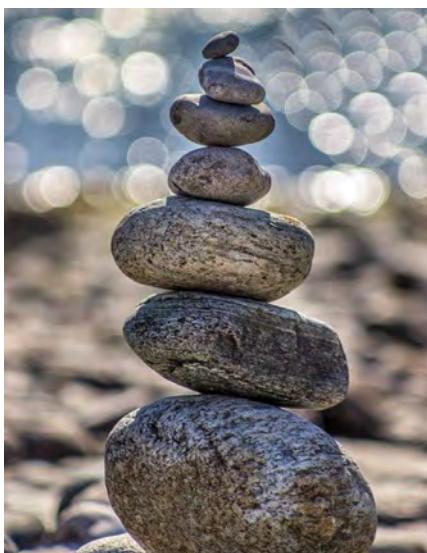


Abbildung 5c: Beispiel für reisebezogene Narrative, Quelle: Informationsbroschüre des interdisziplinären Bereichs für Palliativmedizin der Universitätsmedizin Rostock, »Palliative Care Kurs für Pflegende«

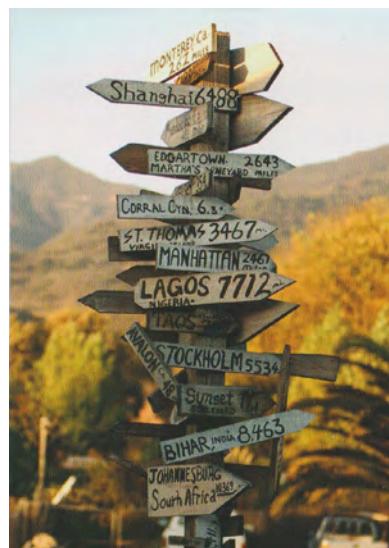


Abbildung 5d: Beispiel für reisebezogene Narrative, Quelle: Broschüre des Hospiz Aargau, »Wegleitung Todesfall«

der wie ein Mann, der mit einer Taschenlampe ins Universum leuchtet, Stege ins Meer oder in einen See, Fußspuren im Sand (vgl. Abbildung 7) sind dabei visuelle Übersetzungen eines Themas, das auf Palliative-Care-Stationen sehr präsent ist:

»Man stirbt nur einmal, das bedeutet für uns, dass viele Menschen nicht viel Erfahrung mit Sterbeprozessen haben. Sterben ist so abstrakt und hängt so sehr davon ab, welche Art von Krankheit man hat. Sobald man also in dieser Lage ist, wissen sowohl Patient*innen und ihre Angehörigen nicht, was als Nächstes passiert. Wir müssen also jeden Tag unsere Arbeit erklären, weil wir mit so vielen *Fragen* konfrontiert werden.«

Auszug eines Interviews mit einer Stationsleiterin

Diese Bildwelten sprechen ein Thema im Stationsalltag an, welchem die Pflegenden vor allem mit aufklärenden Gesprächen begegnen, um Patient*innen und ihren An- und Zugehörigen die Angst vor dem Kommenden zu nehmen. Das Thema *Ungewissheit am Lebensende* selbst hat die Menschheit in der Kulturgeschichte schon immer beschäftigt: »Die Furcht vor dem Ende des Lebens und die Ungewissheit darüber, was nach dem Tod kommen würde, haben die Menschen von jeher beunruhigt, bedrückt oder sogar gequält.«³³ Sichtbar wird diese Angst laut dem Philosophen Héctor Wittwer vor allem in zahlreichen Jenseitsvorstellungen, die sich in Mythen und Religionen finden und die je nach Kultur unterschiedliche Reaktionen auf die grundlegende Angst der Menschen auf den Tod darstellen.³⁴ In diesen Vorstellungen steckt für Wittwer aber auch der Versuch, den Tod oder das eigene Sterben als etwas Sinnvolles zu begreifen.³⁵

Im Mittelpunkt der philosophischen Thanatologie (»Lehre vom Tode«)³⁶ stehen dabei für Héctor Wittwer vier Fragen, die aufeinander aufbauen und mit denen sich auch die Visualisierungen der Ungewissheit und Suche nach Orientierung in Sterbeprozessen erklären lassen:

1. »Was ist der Tod?«
2. »Ist der Tod ein Gut oder ein Übel oder keines von beiden?«
3. »Ist es vernünftig, den eigenen Tod zu fürchten?«
4. »Wie soll ich mich vernünftigerweise zu meinem eigenen bevorstehenden Tod verhalten?«³⁷

³³ Héctor Wittwer: »Einführung«, in: Héctor Wittwer (Hg.): *Der Tod – Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart*, Stuttgart: Reclam 2014, S. 7.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd., S. 8.

Die erste Frage »Was ist der Tod?« ist hierfür für Wittwer der Ausgangspunkt aller Versuche, den Begriff des Todes zumindest näher zu erläutern und für die Definition eine Schnittmenge zu bilden.³⁸ Das heißt, gerade wenn wir die Palliative-Care-Bildwelten als visuelle Darstellungen *des Lebensendes* betrachten, ist es wichtig, wie man *den Begriff des Todes*, dessen Ereignis auf das Lebensende folgt, dafür definiert.

Wittwer setzt für die Definition des Todes einen Bedeutungskern voraus, der unabhängig von Betrachtungen je nach Kultur, Religion oder zeitlicher Einordnung des Begriffes ist:³⁹

»Tod bedeutet mindestens das Ende des körperlichen Lebens. Darüber sind sich die meisten Kulturen und Religionen einig, mögen sie nun an die Seelenwanderung, die Unterwelt als das Reich der Verstorbenen oder die Auferstehung der Toten glauben, mit den Naturalisten einig, denen zufolge der Tod das endgültige und vollständige Ende des Lebens ist.«⁴⁰

Die Folgerung aus diesem Verständnis, dass der Tod das Ende des körperlichen Lebens ist, und wie man diese Definition weiterführt und denkt, hängt nach Wittwer von der Beantwortung folgender Fragen ab: »(a) Endet die Existenz des Menschen mit dem Tod gänzlich oder nur teilweise? (b) Ist der Tod das endgültige, d. h. unumkehrbare oder nur das vorläufige Ende des Lebens?«⁴¹

Gerade diese Frage, ob das Leben des Menschen mit dem Tod gänzlich oder nur teilweise endet, war und ist gemäß Wittwer jedoch philosophisch umstritten.⁴² So ergeben sich je nach religiöser oder kultureller Sichtweise unterschiedliche Fortführungen der Definitionen des Todes, indem man den Tod als partielles oder vollständiges Ende der menschlichen Existenz sieht.⁴³ Zum Beispiel betrachtet das ursprüngliche Christentum den Tod als vollständiges, aber nur vorläufiges Ende des menschlichen Lebens (mit dem Tod endet das Leben vorläufig bis zur Auferstehung, d. h. das körperliche wie auch seelische Leben des Menschen).⁴⁴ Dagegen sehen Naturalist*innen den Tod als unumkehrbares und vollständiges Ende des Lebens.⁴⁵ Die eigene Sichtweise und der eigene Glaube, was nach dem menschlichen Leben passiert, bedingt auch die Vorstellung, wie wir das Lebensende betrachten: als Kontinuum *einer Reise*, bei der unsere Seele weiterlebt, oder auch als

38 Ebd.

39 Ebd., S. 8–9.

40 Ebd., S. 9.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Ebd., S. 10.

44 Ebd.

45 Ebd.

Ende jeglicher Existenz. So lassen sich Bilder, bei denen ein Mensch ins Universum leuchtet, als offene Interpretation deuten, die alle Möglichkeiten zulässt, während man die Fußspuren im Sand und die Visualisierung der Reisenarrative so auslegen kann, dass man den Tod nur als vorläufiges Ende der menschlichen Existenz – bei der je nach Definition die Seele weiterlebt – wahrnimmt. Egal welche Vorstellung man teilt, so steckt in allen Interpretationen eine Sinsuche und Fortführung der eigenen Lebensgeschichte, die mit dem körperlichen Leben endet.

Kategorie 3: Menschenbezogene Narrative (s. Abbildungen 6a und 6b)



Abbildung 6a: Beispiel für menschenbezogene Narrative, Quelle: Broschüre des Emmaus Hospiz- und Palliativnetzwerks



Abbildung 6b: Beispiel für menschenbezogene Narrative, Quelle: Info-broschüre des Stadtspitals Waid und Triemli, Zentrum für Palliative Care, »Porträt und Leistungen im Überblick«

Bei der letzten Kategorie der Narrative werden vorwiegend Darstellungen von Händehalten, Pflegepersonal im Feld sowie Pflegende und Angehörige, die sich um Patient*innen kümmern, verwendet. Visuelle Narrative wie ›Wir sind für Dich da‹, ›Ich bin für Dich da‹ und ›Wir sind aufgestellt‹ sind u. a. die am meisten vorkommenden Bilder innerhalb des Datenkorpus. Hier wird ein Bild vom Lebensende gezeichnet, in dem die Betroffenen in ein Umfeld eingebettet sind, in welchem für sie gesorgt wird und in welchem sie nicht allein sterben. Dass diese Bildwelt dabei nicht nur die Betroffenen selbst betrifft, sondern auch ihre Angehörigen ansprechen soll, lässt sich mit den Begriffen des ›guten‹ und ›schlechten Sterbens‹ gemäß dem Soziologen Werner Schneider theoretisch erklären.⁴⁶

46 Vgl. Werner Schneider: »Sterbewelten: Ethnographische (und dispositivanalytische) Forschung zum Lebensende«, in: Martin W. Schnell/Werner Schneider/Harald Joachim Kolbe (Hg.): *Sterbewelten. Eine Ethnografie (Palliative Care und Forschung)*, Wiesbaden: Springer 2014, S. 51–138.

Laut Schneider kennzeichnet sich der soziale Prozess des Sterbens, welcher der eigentlichen Sterbephase eines Menschen in der Regel lange vorausgeht, durch einen umfassenden Ausgliederungsprozess aus einer Gemeinschaft.⁴⁷ In einem Sterbeprozess wird deutlich, dass ein Mitglied einer Gemeinschaft diese unwiederbringlich verlassen wird. Die weiterlebenden Mitglieder müssen den Übergang in eine neue Alltagswirklichkeit ohne diese Person bewältigen, die daran nicht mehr beteiligt sein wird. Gemäß Schneider bedingt ein »gelungenes« und »gutes« Sterben, dass der Glaube der Mitglieder dieser Gemeinschaft an die Sinnhaftigkeit ihres Weiterlebens in ihren alltäglichen gesellschaftlichen Bezügen aufrechterhalten und gestärkt wird.⁴⁸ Das »schlechte« Sterben ist demgegenüber ein Sterben in Unsicherheit, also jenes Sterben, nach dem den beteiligten und anteilnehmenden Lebenden ein sinnhaftes Weiterleben nach dem Tod der verstorbenen Person fehlt.⁴⁹ Schneider fügt an diese Überlegungen an, dass Palliative-Care-Erfahrene oftmals berichten, dass die Angst der Sterbenden weniger in ihrem eigenen Sterben liegt, sondern in der Sorge, wie die Angehörigen den Alltag ohne sie bewältigen werden. Dieser Aspekt wird in den Kommunikationsmaterialien dadurch deutlich, dass die Angehörigen auch ein Teil dieser Bildwelt werden, und sei es nur durch die Darstellung einer Hand.

In der im Anschluss an diese theoretische Einbettung folgenden Reflexion der Bildwelten werde ich zeigen, wie die Verwendung solcher Bilder auch missinterpretiert werden kann.

Reflexionen der Bildwelten durch Interviews und Workshops

Die im vorherigen Abschnitt aufgezeigte Analyse gibt einen Einblick darin, wie die vorgefundenen Bildwelten hergeleitet werden können und welche Aspekte oder Themen des Lebensendes diese bewusst oder unbewusst vermitteln. Durch die Befragung der Kommunikationsanwendungen mittels Expert*inneninterviews (Palliative-Care-Expert*innen, Designer*innen, Kommunikationsbeauftragte, Workshopteilnehmer*innen⁵⁰) fand ich jedoch einige Bruchstellen in diesen Bildwelten, die deutlich machten, dass die gewünschten Kommunikationsziele dieser Anwendungen missverstanden werden können. Mit den Reflexionen dieser Bildwelten möchte ich aufzeigen, mit welchen Themen sich unterschiedliche Stake-

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Die Reflexion und Sichtweise von Sterbenden auf diese Bildwelten konnte bisher noch nicht in die Studie aufgenommen werden. Für meine weiteren geplanten Feldaufenthalte suche ich jedoch nach Möglichkeiten, auch deren Wahrnehmung dieser Bildwelten zu befragen.

holder im Bereich Palliative Care beschäftigen, wo sich ihrer Meinung nach die Problemstellen befinden und welche Aspekte des Lebensendes und Palliative Care besser kommuniziert werden müssen. Die Interviewexzerpte sollen auch zeigen, welche Themen nicht vermittelbar sind und an welchen Stellen die Bildwelten überhaupt nicht funktionieren.

Bei vielen Palliative-Care-Expert*innen zeigten sich die Problemstellen anhand von Kommunikationshürden, die sie vor Ort auf der Station erleben und bei denen die Vermittlung des Angebots von Palliative Care vor allem eine wichtige Rolle spielt. Wie problematisch dieser Informationstransfer für Patient*innen mit Migrationshintergrund werden kann, zeigt die Aussage eines Pflegeexperten:

»Die meisten Menschen mit Migrationshintergrund wissen nicht, dass sie auf eine Palliativstation kommen. Sowohl sie als auch ihre Angehörigen denken, dass sie eine Therapie bekommen und dann wieder nach Hause gehen können. Die Sprachbarriere ist ein großes Hindernis für den Zugang zu wichtigen Informationen und zu dem, was die Palliativversorgung für die Patient*innen tun kann.«

Palliative-Care-Pfleger einer Palliativstation

Für diese Situationen bedarf es oftmals Dolmetscher*innen für die Eintrittsgespräche, da sonst nicht verstanden wird, was das Ziel der Einrichtung ist. Laut dem Experteninterview mit dem Pfleger ist die sprachliche Barriere ein Hindernis zu dem Zugang zu wichtigen Informationen und was Palliative Care für Patient*innen leisten kann. Diese Sprachbarriere lässt sich zwar nicht über die Bildwelten lösen, wird von dieser aber auch nicht unterstützt. Gerade die Abbildung von Händehalten und allgemeinen Darstellungen von Pflegeabläufen unterstützen nicht das Hauptthema von Palliative Care, dass es auf diesen Stationen um die *Ausgestaltung des Lebensendes* geht.

Dass die Verwendung von bestimmten Bildern auch Missverständnisse auslösen kann, zeigte ein Interview mit einer Designexpertin, die die Kommunikationsanwendungen auf ihre rhetorischen Wirkziele untersuchte:

»Also der Ansatz mit dem Sternenhimmel und der Taschenlampe, der ist wunderschön, aber der ist was ganz anderes als das Meerbild, das wirklich nach Suizid ausschaut und da will ich nicht einsteigen. Ich will da nicht einsteigen und mir vorstellen, dass der Mensch, um den es geht, jetzt ins Wasser geht. Das finde ich absolut kontraproduktiv. [...] interessant, wie man Steg und Wasser anders aufnehmen kann.«

Designexpertin bei der Befragung von Palliative-Care-Kommunikationsmaterial

Viele Bilder, die den Menschen einsam und verlassen in unterschiedlichen Naturabbildungen darstellten, zeigten dabei, wie schnell das Thema Mensch in der Natur (Fußspuren im Sand, eine Rollstuhlfahrerin am Steg) missinterpretiert werden kann

und das Thema Palliative Care als selbstgewählten Weg in den Tod zeigt. An dieser Stelle wird durch die Darstellung von Menschen, wenn diese allein dargestellt werden, die beruhigende Wirkung von Naturbildern aufgelöst und in beunruhigende Gedanken umgewandelt. Es stellt sich die Frage: Was wird dieser Mensch als Nächstes tun?

Auch die stereotype Darstellung von Arbeitsabläufen von Pflegenden und Betroffenen spielt einen wichtigen Rolle bei der Wahrnehmung und Vorstellung, wie das Sterben selbst stattfindet und wie diese Abläufe in der Realität aussehen:

»Wie können wir die Unordnung (das emotionale Chaos) eines Sterbeprozesses einfangen? Sterben ist harte Arbeit, da führt kein Weg dran vorbei. Diese Bilder richten viel Schaden an, weil Pflegende denken, sie würden ihre Arbeit falsch machen.«

*Workshopteilnehmer*in bei einer Palliative-Care-Konferenz beim Betrachten von Palliative-Care-Stockbildern*

Die Aussage zeigt, dass die Rezeption dieser Bilder nicht nur zentral für die Betroffenen und An- und Zugehörigen ist, sondern natürlich auch für die Pflegenden selbst und wie sie ihre eigene Arbeit antizipieren. So finden auch Pflegende nicht immer die saubere und ruhige Umgebung auf Palliative-Care-Stationen vor, wie es in den Kommunikationsbroschüren dargestellt wird. Auch sind sie – im Gegensatz zu der Darstellung der Bildwelten – oftmals mit Patient*innen und Angehörigen konfrontiert, die ihr Lebensende oder das ihres An- oder Zugehörigen nicht akzeptieren können. Dass solche Situationen nicht in den Kommunikationsmaterialien dargestellt werden, ist nachvollziehbar, beschönigt aber die Vorstellungen aller Stakeholder*innen auf einer Palliative-Care-Station, wie das Lebensende auszusehen hat.



Abbildung 7: Beispiel für Steg ins Wasser, Quelle: Broschüre des Zürcher Lighthouse, Kompetenzzentrum Palliative Pflege und Medizin

Diskussion und Ausblick

Die Analysen zeigen, wie unterschiedlich die Themen Lebensende und Sterben in den Bildwelten von Palliative-Care-Einrichtungen dargestellt werden. Die Bildwelten repräsentieren dabei unterschiedliche Aspekte des Lebensendes, mit

denen Sterbende in dieser Lebensphase konfrontiert werden. In diesen werden Menschen als Teil von den Kreisläufen der Natur wahrgenommen, begegnen aber auch der Ungewissheit am Lebensende. Zudem steht in diesen Bildwelten ein sowohl von der Gesellschaft als auch von den Palliative-Care-Institutionen projizierter Wunsch im Raum, dass Sterbende in dieser Lebensphase immer noch als Teil der Gesellschaft wahrgenommen werden und nicht allein sterben sollten. Die Reflexionen dieser Bildwelten aus unterschiedlichen Perspektiven legen aber auch die Schwierigkeiten seitens der Einrichtungen dar, wichtige Themen des Lebensendes auf eine angemessene Art zu visualisieren. Die Interviews erläuterten, wo Kommunikations- und Zielkonflikte dieser Bildwelten liegen und wie Aspekte von Palliative Care missinterpretiert werden können. Hierfür braucht es neue Lösungen, die dem Diskurs über das Lebensende und dem Sterben neue Perspektiven geben und die Bedürfnisse von Sterbenden sowie deren An- und Zugehörigen auf eine respektvolle Art und Weise integrieren.

An diesem Punkt tritt ein weiteres methodisches Vorhaben meiner Forschung ein, indem ich die visuellen Narrative neu interpretiere und versuche, den institutionellen Blickwinkel auf das Lebensende in neue Bildsprachen⁵¹ zu übersetzen. Dies geschieht mit der Methode *Research through Design*⁵².

Seit 2021 entwickle ich im Rahmen meiner Dissertation (»Sterbesettings – eine interdisziplinäre Perspektive«, SNF 2020–2023) neue Bildwelten zum Thema Palliative Care (vgl. Abbildungen 8–17). Diese Bildwelten entstanden in Zusammenarbeit mit den Fotograf*innen Désirée Good, Sara Spirig und Mina Monsef. Das Ziel dieser neu entstandenen Bilder ist es, für die bestehenden Themen der Palliative-Care-Bildwelten visuelle Übersetzungen zu finden, sodass aus dem bisher sehr heterogenen Bildmaterial, das Palliative-Care-Institutionen für ihre Kommunikationsmaterialien verwenden, einheitlichere Erzählungen entstehen.

51 *Bildsprache* ist ein Begriff aus der Fotografie. Unter *Bildsprache* versteht man den Ausdruck eines Bildes im Kontext einer einheitlichen, konsequenten Sprache von Bilderserien, denen ein einzelnes Bild zugeordnet werden kann. Dies sind meistens Bilder im Sinne der konzeptionellen Fotografie, die anhand von durchgängigen Codes und Bezugsrahmen gestaltet sind. Um von einer fotografischen Bildsprache zu sprechen, bedarf es Serien von mehr als einem Bild. Eine einzelne Fotografie kann zwar zu einer Bildsprache gehören, nie aber eine eigene Bildsprache sein.

52 Die Methode »Research through Design« (RtD, übersetzt »Forschung durch Design«) ist ein Forschungsansatz, der Designpraktiken und methodologien mit traditionellen Forschungsmethoden verbindet. Der Schwerpunkt liegt auf der Schaffung von greifbaren Artefakten, Prototypen oder Designinterventionen als Mittel zur Gewinnung von Wissen und Erkenntnissen. Vgl. Alain Findeli et al.: »Research Through Design and Transdisciplinarity: A Tentative Contribution to the Methodology of Design Research«, in: Swiss Design Network (Hg.): *Focused – Current Design Research Projects and Methods*, 2008, S. 67–91, hier S. 71.



Abbildung 8a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Blumen, Fotografie: Désirée Good



Abbildung 8b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Blumen, Fotografie: Désirée Good

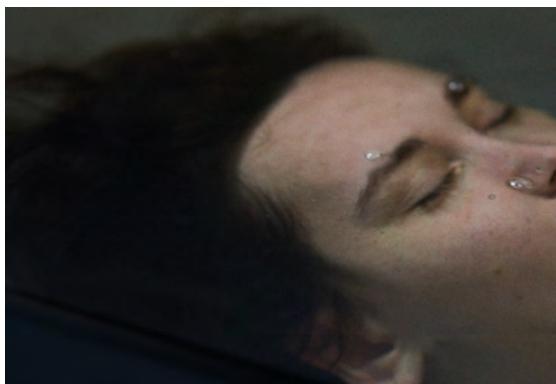


Abbildung 9a: Neugestaltete Bildwelten: Thema
Schmerzen, Fotografie: Sara Spirig

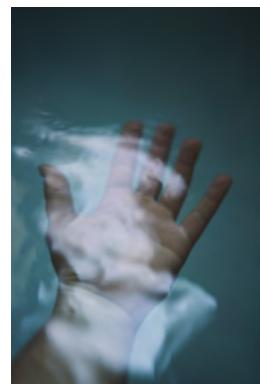


Abbildung 9b:
Neugestaltete Bildwelten:
Thema Schmerzen,
Fotografie: Sara Spirig



Abbildung 10a: Neugestaltete Bildwelten: Thema Natur, Fotografie: Désirée Good



Abbildung 10b: Neugestaltete Bildwelten: Thema Natur, Fotografie: Désirée Good



Abbildung 11: Neugestaltete Bildwelten: Thema Orientierungslosigkeit, Fotografie: Désirée Good



Abbildung 12b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Lebensreise, Fotografie: Désirée Good

Abbildung 12a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Lebensreise, Fotografie: Désirée Good

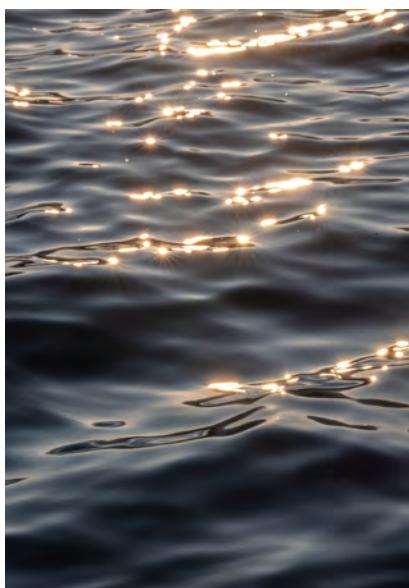


Abbildung 13a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Endlichkeit, Fotografie: Mina Monsef

Abbildung 13b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Endlichkeit, Fotografie: Désirée Good

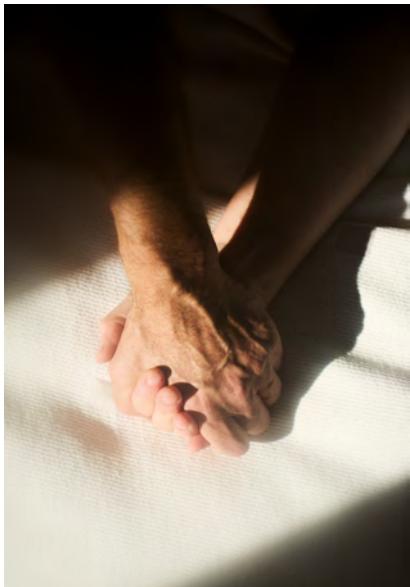


Abbildung 14a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Fürsorge, Fotografie: Sara Spirig
Abbildung 14a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Fürsorge, Fotografie: Sara Spirig



Abbildung 14b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Fürsorge, Fotografie: Sara Spirig



Abbildung 15a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Einsamkeit, Fotografie: Désirée Good



Abbildung 15b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Einsamkeit, Fotografie: Sara Spirig

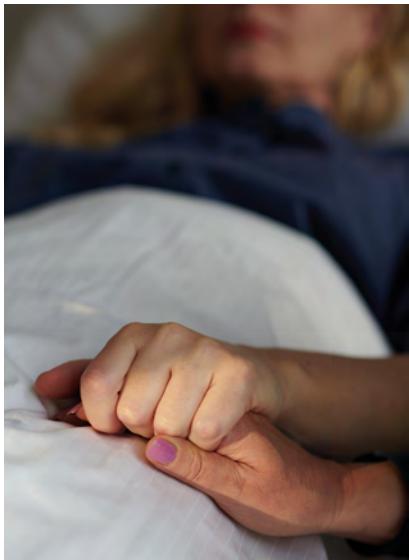


Abbildung 16a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Stationsalltag, Fotografie: Mina
Monsef



Abbildung 16b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Stationsalltag, Fotografie: Mina
Monsef



Abbildung 17a: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Verletzlichkeit und Fragilität,
Fotografie: Sara Spirig



Abbildung 17b: Neugestaltete Bildwelten:
Thema Verletzlichkeit und Fragilität,
Fotografie: Sara Spirig

Die Ziele dieser neugestalteten Bildwelten sind unter anderem:

- Persönlichere Erzählungen zu entwerfen, die es erlauben, dass Betrachter*innen sich mit den Bildern identifizieren können und diese als Teil ihres eigenen (Lebens)Alltags interpretieren.
- Darstellungen zu finden, die weniger Angst vor den Themen Tod und Lebensende schüren und die es allen Stakeholder*innen erlauben, eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema zu führen.
- Neue mögliche Bild-Interpretationen für die Lücken und Blind Spots der Themen Sterben und Lebensende zu finden, die sich aus den vorhergehend erläuterten Analysen ergaben (z. B. Schmerzen, Angst vor dem einsamen Sterben).
- Eine Bildwelt zu entwickeln, die den identitätslosen und generischen Darstellungen von Stockfotografien zum Lebensende, die in unterschiedlichen Bildagenturen auffindbar sind, entgegenwirkt.



Abbildung 18:
Coverdarstellung des
Prototyps »Du auch«,
Gestaltung: Tina Braun

Für die weitere Befragung dieser Bildwelten mit Palliative-Care-Expert*innen interessiert mich insbesondere, wie diese rezipiert werden, wenn die übergeordneten Themen in abstrakteren Bildern übersetzt werden oder das Setting von Gesundheitsinstitutionen weniger explizit ersichtlich ist. Die Bilder verstehen sich als erste mögliche Prototypen und werden nach weiteren Befragungen und Reflexionen von Stakeholdern im Bereich Palliative Care weiterentwickelt und ergänzt.

Der Einsatz dieser Bilder findet darüber hinaus auch in neugestalteten Kommunikationsmaterialien wie Magazinen (s. Abbildung 18), Broschüren und Websites Anwendung, deren Wirkung ich ebenfalls anhand von Interviews in meinem Forschungsfeld befrage. Dies ist ein iterativer Designprozess, der sich immer auf die Realität und die darin liegenden Potenziale der Veränderung bezieht. Wie Francis Müller ausdrückt, bedeutet das für den Designprozess im Forschungsfeld einer Palliative-Care-Station, diese Lebenswelt kennenzulernen und zu verstehen, sie zu verinnerlichen und in der Gestaltungspraxis zu reproduzieren.⁵³ Nur dadurch können Lösungen entwickelt werden, die in einem sensiblen Forschungsfeld einen Mehrwert für alle Beteiligten darstellen.

53 Francis Müller: *Designethnografie: Methodologie und Praxisbeispiele*, Wiesbaden: Springer Verlag 2018, S. 29.